Nummer 13. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Sonnabend, 7. Januar 1899.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Briefe aus Schleswig.

(Von unserem nach der Nordmark entsandten Spezialkorrespondenten.)

Z Hadersleben, 6. Januar.

Altera pars.

Am Hafen und den neuen Kruppschen Anlagen vorbei, die für Kiels Zukunft noch von Bedeutung sein werden, rollt der Zug nach Norden. Eine weite schneebestreute Ebene behnt sich unendlich aus. Hie und da, mit hohem geschwärztem Strohdach, unter dem niedrige weiße Wände schimmern, erhebt sich ein einsames Gehöft und an den vorn über der Dachkante sich kreuzenden Balken hängt dann und wann ein holzgeschnitzter Pferdekopf, das Wahrzeichen der Wenden. Was durch den Schnee hindurch scheint, ist Wiesenland und grüne Sommersaat. Ueber die Wiesen laufen aufgeworfene, mit kahlen und gekappten Rüstern und Schlehen bepflanzte Erdwälle entlang, zu jeder Seite einen nun gefrorenen Wassergraben — Knicke — die Besitzthum von Besitzthum scheiden und dem Vieh, wenn es Tags über hier ohne Aufsicht weiden muß, das Fortlaufen verwehren. Aber auch dem von der See herfegenden Sturm bietet der Knicks eine Trutz, und der Schleswiger Bauer muß ihm das nicht eben geringfügige Areal, das der Knicks für sich beansprucht, nothgedrungen opfern. Dörfer sind nicht zu sehen, nur Hof und Hof. Das Land gehört dem kleinen Grundbesitz. Aus dem Graben am Knicks fliegt eine Elster auf, und langsam streicht eine Krähe über das weiße, stille Feld, aus dem im Sonnengold jetzt zugefrorene Sümpfe und Lurche blitzen. Die Ebene fängt an zu sinken und zu steigen — die Brandungswellen des baltischen Landrückens drängen heran. Schwarze Torfstiche thun sich auf, aber der kostspielige Eisenbahntransport würde ihren Besitzern auf den umliegenden Höhen eine Ausfuhr nicht lohnen, sie verbrennen ihren Torf im eigenen Hause. Angeln heißt dieses Land, an dessen naher Küste im Osten der Kleine Belt seine Woge vorbeitreibt. Der Bauer spricht hier schon viel dänisch, aber seine Gesinnung ist noch kerndeutsch.

Mein Kupeegenosse war ein angenehmer, kluger junger Mann, der Sprosse einer alten schleswiger Familie, der Sohn eines jener zwanzig Flensburger, die in der Nacht vor Flensburgs Uebergabe auf dem Friedhof den Flensburger Löwen zerschlugen, daß es wie Glockentonn hinunter in die Stadt schallte. Von dem zerschlagenen Erz, einem Stückchen davon, hat sich der Vater dieses jungen Mannes ein Petschaft machen lassen, das für die Familie jetzt eine heilige Reliquie ist. Damals ein wohlhabender Mann, der sein Vermögen in dänischen Papieren untergebracht hatte, wußte der deutsche Patriot, daß er, wenn Dänemark unterlag, finanziell ruinirt war. So ging es aber auch vielen anderen deutschgesinnten Flensburgern und Schleswigern. Es war eine Wahl zwischen dem Interesse des Persönlichen und dem der Allgemeinheit. Der Patriot aber konnte nicht zögern, was er zu wählen hatte. Es war eine große fortreißende Zeit. Was er an seiner Habe damals eingebüßt, das hat ihm freilich der große wirthschaftliche Aufschwung, den Schleswig unter Preußens Herrschaft dann genommen hat, reichlich wieder ersetzt. Vertreter des großen, auswärts bestehenden väterlichen Etablissements, reiste der junge Mann nun der Heimath wieder zu — voll von den Anschauungen, die in seiner Familie und in den weiten, noch bestehenden Kreisen der alten Patrioten gepflegt und die in aller Unparteilichkeit deshalb hier mitgetheilt werden mögen.

„Nach innen besteht zwischen solchen Familien und Dänemark ein altes verwandtschaftliches Band, das oft bis in die Kopenhagener Hofgesellschaft reicht. Der deutsche Schleswiger, der unter den jetzigen Verhältnissen bei einem Aufenthalt in Kopenhagen diese Gesellschaft besucht, wird hier für die stattgefundenen Vorgänge beinahe persönlich verantwortlich gemacht. Ohne seine eigenen nationalen Gefühle aber zu schonen, hat man in dieser Gesellschaft bisher offen und ungenirt vor seinen Augen Geldsammlungen für die dänische Propaganda in Schleswig veranstaltet. Daß eine solche besteht, daß — um nur ein einziges, geläufiges, auch von dänischer Seite zugestandenes Beispiel zu erwähnen — mit diesem Gelde Agenten ausgerüstet werden, die nach Schleswig gehen und die Bauern gegen Baarzahlungen und unter entsprechender Zusicherung der Kostenlosigkeit veranlassen, ihre Kinder auf dänische Schulen zu schicken, muß zugestanden werden. Dem Einwand, daß der preußische Staat sich vor einer Bevölkerung von etwa 200,000 Seelen nicht zu fürchten brauchte, sei doch wohl dahin zu begegnen, daß Dänemark auch gar nicht mit der Gegenwart, sondern mit der Zukunft, das ist dem Bereiche der unbedrenzten Möglichkeiten, rechnet und daß im Falle eines für Deutschland unglücklichen zukünftigen Krieges der Beutetheil, den es sich dann mit Schleswig erhofft, schon genügend vorbereitet sein soll. „Warten!" wird der Regierung zugerufen. Wenn sie nun aber — die Zukunft als den Bereich der unbegrenzten Möglichkeiten ebenfummer vor Augen — zu lange warten sollte? Es heißt, die Ausweisungen hätten eine Schädigung des deutschen Handels zur Folge gehabt; aber auch die Patrioten von 1864 haben sich damals an die Hoffnung gehalten, daß der kritische Zustand vorübergehen werde, und sie hat sie nicht getäuscht. Noch nach den Ausweisungen hat der Folkething in Kopenhagen 2½ Millionen Kronen für eine Dampffähre zwischen Laaland und Warnemünde bewilligt; darf man das nicht als ein, wenn auch unbeabsichtigtes Zugeständniß Dänemarks ansehen, daß es den deutschen Handel auf die Dauer nicht entbehren kann? Den meisten der der Ausweisung verfallenen Opfern wird der Schleswiger noch weniger sein Mitleid versagen als sonst Jemand im Reich, weil er diese harmlosen, unbefangenen Menschen zum Theil kennt und weiß, daß sie nur Verführte sind, verführt durch die dänischen Hetzorgane. Exempel aber müssen sein, und darum „ist das Verfahren Herrn v. Köllers zwar hart und streng, doch aber nothwendig und darum begründet. Alle „rechten" Deutschen denken so in Schleswig, und am nächsten Freitag bringen in Hadersleben der deutsche Radfahrerverein, der Turnverein und noch viele andere Vereine Herrn v. Köller, der dort als Gast des Landraths weilen wird, einen Fackelzug."

So sprach von seinem Standpunkt aus, um auch diesem im „Berliner Tageblatt" das freie Wort zu gewähren, das deutsche Jung-Schleswig. Von dem hellen blauen Winterhimmel überstrahlt, grüßt jetzt Flensburg durchs Fenster. In meinem nächsten Briefe den Thatsachen das Wort, die zeigen sollen, ob bei aller Wahrung der vaterländischen Interessen die Maßregeln Herrn v. Köllers nothwendig und zweckentsprechend waren oder nicht.

* * *

Gleichzeitig empfangen wir mit der Bitte um Veröffentlichung folgende Zuschrift aus

Kopenhagen, 6. Januar.

Hochgeehrte Redaktion!

Wenn ich die Ansicht geäußert habe, daß ein dänischer Schriftsteller während der gegenwärtigen Verhältnisse in Nordschleswig unmöglich in Berlin Vorträge halten könne, so beruht diese Aeußerung nicht, wie Sie in Ihrer übrigens so wohlwollenden Notiz vermuthen, auf irgend einer Furcht vor Angriffen oder Mißverständnissen hiesiger Chauvinisten.

In diesem einen Punkt stimmen alle Dänen, ganz ohne Rücksicht auf politische oder geistige Parteiverschiedenheiten, gleich.

Man macht sich im deutschen Reiche kaum eine richtige Vorstellung von der Entrüstung, welche die im tiefsten Frieden angefangenen preußischen Austreibungen und Verfolgungen einer dänisch redenden Bevölkerung in Dänemark, ja im ganzen skandinavischen Norden hervorgerufen haben. Eben weil unsere Regierung und unsere Autoritäten nothgedrungen schwigen, brennen die Wunden, die dem Nationalgefühl geschlagen werden, um so mehr.

Der Vorwand, daß eine aus Kopenhagen geleitete dänische Agitation sich zum Ziel gesetzt haben sollte, Nordschleswig mit Gewalt zu Dänemark zurückzuführen, ist zu thöricht, um ernst genommen zu werden. Es giebt in Dänemark Niemand, der so wahnsinnig ist, an die Durchführung eines solchen Unternehmens zu glauben, und kein Mensch hat auch nur den schwächsten Versuch in dieser Richtung gethan.

Nur geht es in unseren Tagen nicht, einen Volksstamm mit Gewalt zu denationalisiren. Die dänischen Schleswiger wollen ihre Sprache nicht aufgeben, wenn man auch ihren Kindern zwangsweise nur in einer fremden Sprache Unterricht ertheilt, und die Dänen im Königreich werden nicht aufhören, die sprachliche Gemeinschaft mit Denen zu pflegen, die außerhalb der Grenzen des Landes die Muttersprache sprechen und lesen. Sie wären nicht Inhaber einer hohen nationalen Kultur, sondern einfach verächtlich, wenn sie diese Aufgabe fallen ließen.

Nicht selten sind mir aus deutschen Grenzländern Aufforderungen von der deutschen Studentenschaft zugekommen, mich für ihren nationalen Kampf zu interessiren. Die Deutschen, welche die Sympathie Europas für die gedrückte Lage ihrer Sprache in Böhmen und anderswo wünschen, müssen verstehen, daß unter Umständen wie den jetzt in Schleswig herrschenden ein dänischer Schriftsteller, wenn er sich auch noch so sehr mit deutschen Geistesgenossen verbunden fühlt, sich unmöglich aus der Solidarität mit seinen Landsleuten herauslösen kann, vielmehr jede Gelegenheit ergreift, die deutsche Allgemeinheit auf das Unrecht aufmerksam zu machen, das dem Dänenthum zugefügt wird, und das in Deutschland lange nicht hinlänglich bekannt und begriffen ist.

Sie würden mich, hochgeehrte Redaktion, sehr verbinden, wenn Sie diesen Zeilen einen Platz im Berliner Tageblatt geben wollten.

Georg Brandes.

* * *

☞ **Rom,** 7. Januar. (Privat-Telegramm.) Dem „Messagero" zufolge ergingen aus Dänemark nach Italien bereits zahlreiche Bestellungen auf Seide, Wolle, Baumwolle und Papier.

---

* Die Erregung der Berliner Bürgerschaft über die bisher nicht erfolgte **Entscheidung über die Oberbürgermeisterwahl** macht sich bereits durch Versammlungen bemerkbar. Ueber eine dieser Versammlungen erhalten wir folgenden Bericht:

Die Nichtbestätigung des Oberbürgermeisters beschäftigte am Freitag eine Versammlung des Potsdamer Thor-Bezirksvereins. Es wurde vielfach der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Verzögerung der Bestätigung, an deren Verweigerung wohl kaum zu glauben sei, eine schwere Mißachtung der städtischen Selbstverwaltung seitens der maßgebenden Behörden darstelle. Leider gebe es, wenn die Bestätigungsfrage in der Schwebe gelassen werde, keine Beschwerde im Verwaltungsstreitverfahren. Dem Antrage auf Einberufung einer öffentlichen Protestversammlung in der Bürgermeisterfrage traten die Stadtverordneten Plischke und Dr. Ruge entgegen, indem sie ausführten, daß man dadurch die Bestätigung eher verzögern als fördern werde. Auch die Anregung, eine Immediateingabe an den Kaiser in dieser Angelegenheit zu richten, wurde vorläufig fallen gelassen.

Daß die Bestätigung schließlich nicht verweigert werden wird, wird vielfach aus den Aeußerungen des Kaisers, auch aus der herzlichen Antwort auf den Neujahrsglückwunsch der Stadtverordneten gefolgert. Aber das ist gar nicht der springende Punkt. Nicht, daß Herr Kirschner bestätigt werden soll — das ist Sache des Kaisers —, verlangt die Bevölkerung, sondern eine Entscheidung, in welchem Sinne sie auch ausfalle. Die jetzige Lage führt zu Unzuträglichkeiten der schlimmsten Art, und wenn die „Magd. Ztg." Recht hat, die sich melden läßt, daß die Verzögerung durch nachgeordnete Stellen veranlaßt sei, so laden diese Stellen eine Verantwortung auf sich, die kaum wieder gut gemacht werden kann.

---

* Die **Landesversammlung** der **württembergischen Volkspartei** hat am Freitag bei stärkster Betheiligung in Stuttgart stattgefunden. Reichstagsabgeordneter Payer sprach über die Lage im Reich, Konrad Haußmann über die Verfassungsrevision. Bei beiden Rednern mußte die Haltung des Centrums zur Sprache kommen, einmal wegen seines Einflusses im Reichstage, der ihm gestatte, nach Belieben eine Majorität nach rechts oder links zu bilden, dann, weil das Centrum die Verfassungsrevision in Württemberg zu Fall gebracht hatte. An die beiden Reden schloß sich ein bemerkenswerther Vorgang. Im Namen sämmtlicher an-

---

„Wie Graf Leo Tolstoi lebt und arbeitet."

(Von unserem Petersburger Korrespondenten.)

[Nachdruck verboten.] **X Petersburg,** Anfang Januar.

Ein interessantes Buch hat P. Sergejenko auf den russischen Weihnachtstisch gelegt, es führt den Titel „Wie Graf Leo Tolstoi lebt und arbeitet" und macht den russischen Leser mit dem intimen Leben Tolstois in Jaßnaja Poljana und in Moskau wie mit der Arbeitsweise des großen Dichters bekannt. Zahlreiche Aufnahmen aus Jaßnaja Poljana, gelungene Porträts Tolstois und seiner Familie und interessante Facsimiles nach Tolstoischen Manuskripten veranschaulichen den Text.

Bekanntlich verlebt Tolstoi den größten Theil des Jahres auf seinem unweit Tula gelegenen Gute Jaßnaja Poljana. Ungefähr vier Monate des Winters verbringt Tolstoi in Moskau, hauptsächlich seiner Familie wegen, die das lärmende, muntere Treiben der Moskauer Gesellschaft ungern missen würde. Tolstoi selbst fühlt sich in Moskau weniger wohl, denn er hat dort kaum eine freie Stunde für seine Arbeiten. Tolstois Familie ist sehr zahlreich, sie besteht außer ihm und seiner Gattin aus sechs Söhnen und drei Töchtern, und der weitere Verwandten- und Bekanntenkreis ist enorm. In dem Moskauer Hause der Familie geht es daher im Winter her wie in einem Taubenschlage, es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Wenn man bedenkt, daß alle diese Besucher Leo Tolstoi sehen, ein Wort aus seinem Munde hören wollen, daß außerdem kein Tag vergeht, an dem nicht völlig fremde Menschen dem allverehrten berühmten Greise vorgestellt werden wollen, so kann man sich vorstellen, wie anstrengend der Moskauer Aufenthalt für Tolstoi ist, der in seiner geduldigen Liebenswürdigkeit für einen Jeden zu sprechen ist und Niemand von seiner Thür weist. Leute, die aus einfacher Neugier ihn aufsuchen, versteht Tolstoi allerdings binnen wenigen Minuten durch ein eisiges Schweigen auf Nimmerwiederkehr abzuweisen, wo ihm aber wirkliches Interesse und Kenntniß seiner Ideen entgegentritt, da bittet er den Besucher in sein Kabinet und verweilt oft in stundenlangem Gespräch mit ihm. Ein Feind aller seichten Gespräche, erkennt Tolstoi nur solche auf ernster und praktischer Grundlage an und ist in diesen wahrhaft unermüdlich.

Als wunderbarer Menschenkenner weiß Tolstoi in wenigen Augenblicken, mit welchen Geistes Kindern er es zu thun hat, und richtet danach sein Verhalten, das heißt, er thaut entweder sofort auf oder ungiebt sich mit einer künstlichen Eiskruste. Sehr zahlreich sind auch die Besucher, die nach einer mehr oder weniger lyrischen Einleitung mit der Mittheilung herausrücken, daß sie dringend einer bestimmten Summe Geldes bedürftig sind. Wirklich Hilfsbedürftige finden beim Grafen stets Unterstützung. Einen Widerwillen hat Tolstoi gegen Besucher, die ihn für irgend eine politische oder gesellschaftliche Idee werben wollen, die gegen seine Empfindung ist. So besuchte ihn auch Déroulède, um ihn für die „Revanche-Idee" zu gewinnen. Nachdem der große Patriot seine endlosen Tiraden geschlossen hatte, erwiederte ihm der gegen Ausländer gewöhnlich doppelt liebenswürdige Tolstoi mit erregter Stimme: „Die Grenzen der Staaten sollen nicht durch Schwert und Blut, sondern durch die vernünftigen Uebereinkommen der Völker bestimmt werden, und wenn es keine Leute mehr geben wird, die das nicht begreifen, dann wird es auch keine Kriege mehr geben," worauf Tolstoi erregt das Zimmer verließ. Diese Szene erregte Sensation, und nachdem Tolstoi zurückgekehrt war, sagte ihm Déroulède, daß er seine Argumentation für erkünstelt halte, und daß jeder russische Bauer richtiger urtheilen würde, wobei Déroulède dem Grafen vorschlug, den ersten besten ihnen begegnenden Bauern um seine Meinung über die „Revanche" zu befragen. Tolstoi ging auf den Vorschlag ein, und man begab sich hinaus. Der erste Muzhik, den sie trafen, ein Jaßnopoljscher Bauer „Prokofii", wurde von Tolstoi herangerufen, und der Graf überspitzte ihm die pathetische Rede Déroulèdes, die darin gipfelte, daß die Russen und Franzosen Brüder seien und der Deutsche ihnen im Wege stehe, daher solle Prokofii seine Hand hergeben und den Deutschen „zu Butter zerquetschen". Prokofii hörte ernst zu Ende, dachte nach und sagte: „Nein, Herr, wollen wir es besser so machen; Sie, die Franzosen, und wir Russen wollen ordentlich arbeiten, nach der Arbeit aber lassen Sie uns in die Kneipe gehen und den Deutschen mitnehmen." Déroulède war mit dieser Kombination nicht zufrieden.

Insbesondere sind es die Damen, die Tolstoi wahrhaft belästigen, so daß selbst ihm zuweilen die Geduld reißt. Besonders fatal ist ihm die theatralische Form, in welche diese Vertreterinnen des schönen Geschlechts oft ihre Wünsche und Ideen kleiden. Eine beliebte Phrase solcher Besucherinnen ist die Bitte „Leo Nikolajewitsch, lehren Sie uns zu leben", welche den Dichter geradezu zur Verzweiflung bringt. Hysterische Damen kommen oft und klagen ihr Familienleid, oder bitten um Geld und fallen in Ohnmacht, wenn sie abgewiesen werden. Komisch wirken Besuche wie der zweier Amerikanerinnen, die eines Tages angemeldet werden. Mit großem Applomb erklären die Damen, daß sie aus Amerika nach verschiedenen Weltgegenden eine Reise um die Erde unternommen hätten mit der Abmachung, an einem bestimmten Tage in Moskau bei dem „großen Schriftsteller der russischen Erde" zusammenzutreffen. Nun seien sie hier und sehr froh, ihr Unternehmen zu Ende gebracht zu haben. Lächelnd erwiedert Tolstoi, daß er der Meinung sei, die Damen hätten ihre Zeit besser verwenden können, worauf eine der Freundinnen „entzückt" ausruft: „ich war überzeugt, daß Leo Tolstoi etwas Aehnliches sagen werde", und die beiden Amerikanerinnen tief befriedigt über ihre That voller Dankbarkeit für Tolstois Worte abziehen.